Bis zu sieben Stunden täglich schwimmt Ute Margreff mit Mara. Einen Neoprenanzug trägt sie nur, wenn die Wassertemperatur unter zehn Grad sinkt

Eine Liebe im MEER

Karriere, Mann und ihre Familie – all das hat die Deutsche Ute Margreff vor 13 Jahren in Düsseldorf zurückgelassen, um an Irlands Atlantikküste jeden Tag mit dem wilden Delfinweibchen Mara zu schwimmen

TEXT BEATRIX GERSTBERGER

Am Anfang ist es jedes Mal wie ein Schock. Das acht Grad kalte Wasser schnürt ihr die Luft ab. Ein seltsames Gefühl, sagt sie. Wie das Eintauchen in eine Gefriertruhe. Das Blut schießt durch ihren Bauch, ihre Brust, ihre Organe. Sie denkt an ein heißes Bad, an warmen Sand, sie denkt sich die helle Sonne, die seit Tagen nicht mehr aufgetaucht ist.

Es ist neun Uhr morgens in diesem kleinen Ort an der irischen Westküste mit seinen geduckten Steinhäusern, den grünen Wiesen, die sanft ins Wasser abfallen. Ute Margreff hat ihren kleinen blauen Wagen wie jeden Tag am Rand des Hafenbeckens geparkt. Sich im Schutz des Autos umgezogen. Den Neoprenanzug, den sie nur anzieht, wenn die Temperatur unter zehn Grad sinkt, unterm Kinn fest verklettet, obwohl er ihr, sagt sie, das Gefühl für den Ozean nimmt. Zu viel Stoff zwischen ihr und dem Wasser. Zwei Handtücher um die Hüften, Badelatschen. Im Sommer wie im Winter. Das Fernglas. Und dann wartet sie. Stundenlang. Schaut auf das Meer. Nach einer Flosse. Einer ungewöhnlichen Wellenbewegung. Einem Sprung.

Ute Margreff, 46, aus Düsseldorf wartet schon seit 13 Jahren. Auf Mara. Ein Delfinweibchen, fast vier Meter lang, höchstwahrscheinlich 18 Jahre alt. Eine Einzelgängerin. Ein Solitärdelfin, der anscheinend keiner Herde angehört, der die Einsamkeit vorzuziehen scheint. Und der die Bindung an die Menschen sucht. Sieht man die beiden zusammen im Wasser, dann ist das mehr als die Addition zweier Wesen, die miteinander schwimmen. Sie haben ein Begrüßungsritual: Ute kratzt Maras Flossen, Mara legt sich auf die Seite, Ute streichelt ihren Körper, Mara legt den Kopf auf ihre Schulter und dreht sich langsam wieder auf den Rücken, dann tauchen sie ab, und unter Wasser ist das Surren des Sonarorgans zu hören, mit dem Mara Ute erfasst. Sie sinken hinab, tasten sich über den Boden des Meeres, durch Algengärten in matten Braun- und Rottönen.

In dem Leben vor Mara, in Düsseldorf, überlegte Ute Margreff nach dem Abitur, Medizin zu studieren, „aber da gab es auch die Modeindustrie, die mich interessierte“, sagt sie. Sie machte eine Banklehre, begann BWL zu studieren, machte Praktika in Rom und in Paris beim Kosmetikunternehmen Clarins. Sie war Mitte zwanzig, Paris war glamourös, sie ging auf Highheels, trug gern rosa Röckchen, wohnte nah am Eiffelturm. Arbeiten, um Erfolg zu haben, das kannte sie aus ihrer Familie. Es ist bis heute so, sagt sie, dass ihre Eltern ihr Leben in Irland eher aus einer um Verständnis ringenden Distanz betrachten. „Und mich die Freunde von früher fragen: Wieso hast du so viel aufgegeben? Andere sagen nur: Ich würde es mich nicht trauen.“

Dieses zweite Leben, sagt Ute Margreff, hat 1990 begonnen – in einem Urlaub an der kanadischen Westküste. Sie hatte Angebote, das Marketing für große Firmen zu übernehmen. Sie war unsicher. „Ich spürte, dass ich mich immer noch für Medizin interessierte, für alternative Heilmethoden.“ Und dann fuhr sie während dieser Phase des Suchens mit ihrem heutigen Mann nach Vancouver Island, sah die Orcas, hörte ihren Gesang durch ein Unterwassermikrofon, und plötzlich war da eine Sehnsucht nach dieser Welt unter dem Wasser, die sich nicht mehr abschütteln ließ.

Sie suchte Orte, an denen man auf Delfine treffen kann. „Ich wollte erfahren, wie man mit ihnen kommuniziert, wie sie miteinander kommunizieren“, sagt sie. „Ich wollte das nicht in der Theorie an einer Universität studieren, sondern unmittelbar erleben.“ Sie hörte von Funghi, dem Delfin, der Anfang der 80er Jahre in Dingle in Irland in der Hafenbucht auftauchte, zunächst von den Fischern als Konkurrent im Fischfang betrachtet wurde, bis sie merkten, dass sie mit Bootsfahrten zu ihm viel Geld verdienen konnten. Aus dem einst verschlafenen Fischernest wurde eine mit Touristen überschwemmte Stadt, die nun seit ▶

In ihrem alten Leben trug sie HIGHHEELS und rosafarbene Röcke

„Die meisten Menschen fänden mein Leben im besten Fall EXOTISCH“

Ausschau nach Mara: Manchmal dauert es Tage, bis sie kommt. Ute Margreffs Haus steht direkt an der Küste. Sie und der Delfin haben ein festes Begrüßungsritual. Im Hafen beantwortet Ute vom Wasser aus die Fragen der Fährtouristen (unten) und trifft sich mit Tierschützern der britischen Marine Connection

über 30 Jahren vom Delfin lebt. Auch Ute Margreff fuhr hin, schwamm mit Funghi und kam immer wieder. „Und dann hörte ich von Mara“, sagt sie, „240 Kilometer weiter nördlich von Dingle.“ Ein einzelner Delfin, ein Großer Tümmler, der im Jahr 2000 das erste Mal in einer Bucht auftauchte, die Fischer tauften sie „Mara“, das gälische Wort für Meer.

Sie fuhr hin, stieg zu ihr ins Wasser. „Das war so etwas wie eine Initialzündung“, sagt sie. Denn es war anders mit Mara. Anders als mit Funghi, anders als mit Doni, einem Delfin, der rund um die Blasket-Inseln in der Nähe von Dingle lebt und den sie ebenfalls öfter besucht hatte. Manchmal ist sie in der Anfangszeit an einem einzigen Tag zu allen dreien gefahren. „Ich wollte die unterschiedlichen Persönlichkeiten kennen lernen“, sagt sie, „aber immer mehr bestimmte Mara mein Leben.“

Wer sich wen ausgesucht hat, sie sich Mara oder Mara sie, sagt Ute Margreff, spiele keine Rolle. Ihre Welt sei durch Mara geschrumpft auf ein Stück Ozean – und doch so viel größer geworden. „Das Schöne“, sagt sie, „ist für mich, nicht mit den Augen eines Menschen zu schauen, sondern mit denen eines Delfins. Man kann das Menschsein perspektivisch beiseite lassen. Das ist für mich ein großes Glück.“

Es ist ein nicht planbares Glück. Mara verschwindet manchmal tagelang. Dann kehrt sie plötzlich zurück, in einer weit entfernten Bucht oder in der Bugwelle der Fähre fliegend, die zwischen dem Hafen und den Aran-Inseln hin- und herfährt. Schiebt ihren Kopf auf die Beine von Ute, die am Ufer sitzt. Bringt ihr ein Stück Blasentang, das sie über eine ihrer beiden Flossen gehängt hat. Dreht sich, stößt hohe Töne aus, nimmt immer wieder den Tang, bis Ute klar ist: Sie will damit massiert werden.

Dass Delfine Werkzeuge gebrauchen, gilt seit 2005 als wissenschaftlich bestätigt. Dass ein Delfin aber auch Werkzeug beschafft, damit es ein anderer in seinem Sinn nutzt, das ist etwas, was Ute bei Mara schon oft mit ihrer Unterwasserkamera gefilmt hat. Ebenso wie ihre Kommunikation mit anderen Lebewesen. Mara schwimmt Seite an Seite mit Riesenhaien, taucht mit Seehunden, kickt einen Seeigel wie einen Fußball über den Meeresboden, ärgert Krebse.

Jeden Abend skypt Ute Margreff mit Delfinforschern auf der ganzen Welt, um das per Foto und Videos zu teilen, was bisher über Solitärdelfine unbekannt und kaum erforscht war. „Ich organisiere Gespräche mit Forschern und Delfingruppen, besuche Konferenzen in vielen Ländern“, sagt sie. „Meine Ergebnisse werden gern genommen, aber es gibt auch nach wie vor die Einstellung bei einigen Wissenschaftlern: Sie hat das ja nicht studiert.“ Zumindest offiziell sei das so, sagt sie. „Die Erfahrung vieler

Allein wartet Ute nicht immer auf Mara, im Sommer sind oft 30 Leute im Wasser

Sie hat Angst, dass man ihr den Kontakt mit Mara VERBIETEN will

Wissenschaftler bestand bisher eher aus dem Messen, Wiegen und Zählen von Delfinen. Besuchen sie uns und sehen den täglichen Austausch zwischen mir und Mara, dann sprechen sie von einem lebensverändernden Moment.“

Ihr Haus ist das einer Frau, die nicht viel in ihren Räumen lebt. Alles ist aufgeräumt, sparsam möbliert, Handtücher überall, Taucherbrillen, Flossen in allen Varianten lehnen an der Wand, Wollmützen stapeln sich auf dem Sofa. Aus der Küche schaut sie durch große Fenster über Wiesen mit kleinen Steinmauern auf das Meer. Sie lebt hier erst seit ein paar Monaten, vorher wohnte sie über zehn Jahre lang in einem Gestüt. Der Strom fiel ständig aus, der Wind drückte durch die Ritzen, es gab nur einen Ofen, und in den Wintern, die oft so stürmisch sind, dass die Gischt die Fensterscheiben blind macht, fror das Wasser in den Leitungen. „Die meisten Menschen fänden das im besten Fall exotisch“, sagt sie.

Meist fährt sie im Winter, wenn das Eis auf dem Atlantik schwimmt, für ein paar Wochen nach Hause, nach Düsseldorf. Ihr Mann ist dort Steuerberater. Seit 20 Jahren sind sie verheiratet. „Ohne ihn wäre mein Leben in Irland nicht möglich“, sagt sie. Er unterstützt sie. Auch finanziell. Ihr Mann hat sie immer wieder besucht – aber das hier, das sei auf Dauer nichts für ihn. Er hat es ja versucht, sie haben lange überlegt, wie sie das lösen, er dort, sie hier, aber so wird es nun wohl bleiben. „Er ist meine Basis“, sagt sie. Es ist ein Leben, in das auch kein Kind passte, „ich hätte die Zeit nicht zwischen dem Kind und dem Delfin teilen können“. Manche Sehnsüchte im Leben gehen nicht zusammen.

Nur einmal in all den Jahren hat sie geglaubt, sie müsse aufgeben. Elf Jahre lang war sie immerzu im kalten Atlantikwasser gewesen, bis zu sieben Stunden täglich, 17 Stunden im Freien, wartend auf den Delfin. Sie vergaß tagsüber das Essen, schlang dann nachts alles in sich hinein. Ihr lebenslang schlanker Körper wurde immer dicker. Wie ein Panzer, der sich um sie legte und der sie immer unglücklicher machte. Sie sah, dass das Meer ihren Körper angriff, aber ohne das Meer konnte sie nicht leben, denn das Meer, das ist Mara. Und im Wasser, nur dort, war ja gleichzeitig auch alles wie immer, sie war leicht, sie fühlte sich stark, egal, wie sehr das Meer an ihr zerrte, sie umherwarf oder nach draußen zog, immer weiter. Sie schwamm mit großen Zügen, bis die Arme müde wurden, sie sich auf den Rücken drehte. Sie spürte nicht mehr, ob das Wasser kalt war, sie fühlte sich niemals hilflos. Sie vertraute auf Mara, auf ihre eigene Kraft, aber sie wurde von Tag zu Tag immer erschöpfter und nahm immer mehr zu.

Sie fuhr nach Florida in ein Health Institute, sie wollte wissen, warum ihr Körper sich plötzlich so verhielt. Eine ▶

Auf dem Weg in die Bucht, in der Ute Margreff auch nachts schwimmt

Schutzreaktion, sagten die Ärzte, das Ausharren im Wasser, sie trinkt nichts, stundenlang, weil es keine Toilette in der Nähe gibt, eiskalt und zitternd kehrt sie jedes Mal nach Hause zurück.

Sie ist unerbittlich gegen sich selbst. Sie trinkt zwar jetzt jeden Morgen Obst-und Gemüsesäfte, aber sie wird das Leben im Wasser nicht aufgeben. Es ist ihr übergroßer Wille, der sie mit Mara sein lässt, der gleiche Wille, mit dem sie die Warnsignale ihres Körpers ignorierte. Und erst recht kann sie jetzt nicht weg.

Denn der Küstenabschnitt, an dem Mara sich zeigt, ist zu einer Art Lourdes im Miniaturformat geworden. Nur, dass man hier nicht eine Marienfigur berühren will, sondern einen Delfin. Mara soll helfen bei allem, was den Menschen quält, und das ist das Problem. Manchmal sind 30 Menschen im Wasser, die von einem wilden Tier erwarten, dass es sich ihnen jederzeit auf die Art und Weise nähert, wie sie es herbeisehnen. Ein Delfin, für den man 1000 Kilometer weit angereist ist, der muss sich umarmen lassen, auf dem darf man reiten, dem kann man das Blasloch zuhalten, und schlägt er mit dem Schwanz, um seinen Unwillen zu zeigen, dann deuten das die einen als Aufforderung zum Spiel, die anderen als mörderische Attacke

„Seitdem Mara angeblich Menschen angegriffen hat, muss ich da sein“, sagt Ute Margreff. Reden, erklären, aufklären. Auch deshalb steht sie jeden Tag stundenlang am Hafen, die Haare noch nass vom Wasser, das blaue Badetuch über den Schultern. Sie lächelt freundlich, sie ist kein Mensch, der sich aufdrängt. Sie beobachtet, wie die Leute zu Mara ins Wasser steigen, sieht zu, wie der Delfin sich den einen zuwendet, geduldig neben kleinen Kindern verharrt, wie er sich von anderen abwendet, wie er sich berühren lässt. Die Menschen steigen dann aus dem Wasser und sagen: Dieser Delfin hat was mit mir gemacht. Und: Ich habe gerade gemerkt, dass ich nicht das Leben lebe, das ich eigentlich leben will. Ute hört sich vieles an. Über Heilenergien, über Regenbogen, die auftauchen, wo Mara schwimmt. „Aber erwählt zu sein ist nicht mein Ding“, sagt sie. Sie nickt nur freundlich, wenn ein Mann im

Maras Bucht ist eine Art Lourdes, die Pilger hoffen auf HEILUNG

weißen Bademantel sagt, er sei angereist, weil Mara ihn im Traum gerufen habe.

Weil immer mehr Zeitungen und Sender über den neuerdings „gefährlichen“ Delfin berichteten, stehen aber auch plötzlich Menschen mit T-Shirts von der Meeresschutzorganisation Sea Shepherd am Hafen, die am liebsten jede Annäherung an einen wilden Delfin verbieten würden; Tierkommunikatoren, die sagen, Mara hätte sie mental um Hilfe gebeten; irische Coast Guards, die fürchten, dass ihr Bezirk von eventuell vom Delfin verletzten Touristen verklagt werden könnte; Frauen von einer britischen Delfin- und Walschutzgruppe, an deren Ohren, Halsketten und Armbändern silberne Delfine baumeln. Streiten, ob man den Menschen den Kontakt mit Mara verbieten soll, um das Tier vor ihrer erdrückenden Liebe zu schützen, oder ob die Menschen vor dem Tier geschützt werden müssen. Und dann war da eines Tages das Schild am Eingang des Hafens. Ein Delfin, schwarz auf weißem Grund, durch Wellen springend, dahinter ein schwimmender Mensch, durchgestrichen. Ute kann das Schild sehen, wenn sie an ihm vorbeifährt. Jeden Tag. Am Ende, sagt Ute Margreff, steht das große Schild „Verboten!“ auch über ihrer Beziehung zu Mara, die seit 13 Jahren ihr Leben ist. Das ist ihre Angst.

Nur nachts fühlt sie sich noch wirklich allein und unbeobachtet. Sie fährt über die enge Uferstraße bis zu einer kleinen Lücke am Rand, parkt ihren Wagen, geht über Bullenwiesen einen rutschigen Weg über Schlammlöcher, graue Felsen, dann über die scharfen Klippen. Sie schneidet sich die Füße auf, tastet nach Halt, stellt eine Positionslaterne in die Bucht, an der Stelle, an der sie ins Wasser steigt. Es ist Vollmond, sie hat eine Unterwasserlampe dabei und gleitet in die dunkle Welt, in der sie darauf vertrauen muss, dass Mara ihr den Weg zeigen wird. Plötzlich ist Mara verschwunden, die Wellen türmen sich über Ute, wie ein Korken tanzt sie auf dem Wasser. Und dann ist Mara plötzlich wieder da, springt einen hohen Bogen über sie.

Es ist spät in der Nacht, als Ute in ihr Haus zurückkehrt, sie hat sich jetzt eine kleine Infrarotsauna einbauen lassen, in der sie ihren Körper aufwärmen kann. Sie sitzt stundenlang darin, bis die Kälte aus den Knochen kriecht. Wenn Mara eines Tages nicht mehr kommen sollte, sagt sie, dann will sie trotzdem in ihrem Haus am Meer bleiben. Sich vielleicht doch noch auf die Medizin konzentrieren. Und aufs Wasser schauen.

BEATRIX GERSTBERGER war fest entschlossen, mit Mara zu schwimmen, trotz mickriger 14 Grad Außentemperatur. Doch als das Delfinweibchen endlich auftauchte, war die Meeresoberfläche bedeckt mit roten Quallen. Auf diese Mutprobe hat unsere Autorin dann doch lieber verzichtet.

FOTOS ULRIKE LEYENS (7), MARGREFF/GOCKEL (2)